

**Boehn, Max von**

200 Jahre Kleiderkunst. 1700 - 1900

Velhagen & Klasings Monatshefte, Jg. XXXI, Dezember 1916/1917, 1. Bd.,  
Sonderdruck, 537-552

237 l. Sp.

Selten ist von der Mode soviel die Rede gewesen wie in den letzten beiden Jahren. Alle Zeitungen bringen Artikel, die sich mit ihr beschäftigen, Reden und Vorträge werden gehalten, alle großen und beinahe alle Mittelstädte Deutschlands haben Ausstellungen von Modeartikeln veranstaltet. Die Mode ist wirklich Mode geworden. Das muß im ersten Augenblick überraschen. In einer Zeit, die die schrecklichsten Opfer an Gut und Blut fordert, die die wertvollsten Menschen zu Hunderttausenden hinmordet, erscheint die Beschäftigung mit der Mode geradezu unverstündlich. Die meinen verbinden ja mit dem Wort ‚Mode‘ den Begriff von etwas Überflüssigem, von etwas, das man nicht nur entbehren könnte, sondern auf das man verzichten müßte. In diesem Sinne sind denn auch Stimmen genug laut geworden, die gegen die Mode und mit ihr gegen jede andere Äußerung der Lebensfreude, sagen wir der Lebensbejahung geeifert haben. Manche Behörden haben diesen Eiferern denn auch den Gefallen getan, Mahnungen, ja Verwarnungen gegen jede Äußerung von Stimmungen zu erlassen, die zum Ernst der Stunde nicht zu passen scheinen. Soviel man hört und sieht, hat es nichts genutzt: über all das Schreckliche und Traurige hinweg verlangen Leben und Jugend ihr Recht. *Ich* freilich halte die Mode für etwas Erfreuliches, also höchst Wünschenswertes, ja ich bin mit vielen anderen der Meinung, man müßte sie erfinden, wäre sie nicht schon vorhanden. Da aber der Widerspruch zwischen all dem Furchtbaren der Zeit und der Beschäftigung gerade mit der Mode ohne

237 r. Sp.

Zweifel als sehr stark empfunden wird, so wollen wir untersuchen, nicht ob diese Tätigkeit einer Entschuldigung bedarf, sondern wie sie sich erklärt.

Die Philosophen, genauer gesagt die Psychologen sagen, daß der Krieg, der die Männer männlicher, heldischer macht, die Frauen selbstverständlich weiblicher, hingebender machen müsse. Sie würden suchen, sich dem stärkeren Geschlecht weit mehr noch als in lauer Friedenszeit anzupassen, sich notwendig zu machen. Die, bei denen das mütterliche Gefühl das stärkere ist, werden Pflegerinnen und sichern sich auf diese Weise den seelischen Zusammenhang mit dem Helden, dem sie es in ihrer Art an Opfermut und Hingabe gleich tun. Die anderen aber, in denen das Gefallsüchtige überwiegt, werden trachten, die Aufmerksamkeit des Mannes, dem das Heldische einen höheren Wert verleiht, auf ihre Person zu lenken. Da die

Persönlichkeit des Weibes deutlich in ihrer äußeren Erscheinung gekennzeichnet wird, so muß gerade in Zeiten, in denen ihre Stellung zum Manne hin sich stärker ausspricht als sonst, auch ihr Bedürfnis nach Putz und Lust und Schmuck stärker zur Geltung kommen. Dieser Faktor hat seinen Antrieb auch früher schon geltend gemacht, seinetwegen allein brauchen Sittenrichter unsere Zeit wahrlich nicht zu verurteilen. Graf Lehndorff, der als Kammerherr der Königin von Preußen mit dem Hofe von Berlin nach Magdeburg geflüchtet war, schreibt im Jahre 1760, einem der übelsten des Siebenjährigen Krieges, in sein Tagebuch: „In den glänzenden Gesellschaften, die fortwährend stattfinden, ist nichts vom Elend des Krieges zu sehen“, und fügt hin-

538 l. Sp.

zu, daß auf dem Jahrmarkt sämtliche Buden mit Damenputz in zwei Tagen ausverkauft waren, trotzdem eigentlich niemand Geld habe. Acht Wochen nach der Schlacht bei Jena, an deren furchtbare Folgen für Preußen und alle seine Bewohner man nicht zu erinnern braucht, schreibt Scharnhorst im Dezember 1806 aus Königsberg von Bällen, die er besucht, und berichtet, daß die Töchter von Superintendenten und Offizieren auf diesen Festen glänzen. Graf Rudolf Apponyi, Attachee der österreichischen Botschaft in Paris, bemerkt 1839 in seinem Journal, der Botschaftsball sei überfüllt gewesen trotz der Straßenkämpfe, die an diesem Abend stattfanden, und man muß wissen, daß diese Kämpfe sehr blutig waren und manchmal die Opfer auf beiden Seiten nach Hunderten zählten.

Ein weiterer Umstand, der zur Beschäftigung mit der Mode gerade in dieser Zeit führen

538 r. Sp.

mußte, empfängt seinen Antrieb vom Patriotismus. Die Gesetze der Mode, vorab der Damenmode, um die es sich ja in der Hauptsache handelt, werden von Paris diktiert. Im Kleide einer Nation liegt ihr Wesen. Es ist also nur natürlich, daß die gemeinsame Erhebung gegen den Feind, der uns so schmählich überfiel, plötzlich die Empörung darüber auslöste, daß die deutschen Frauen fortfahren sollten, französische Moden zu tragen. Genau wie im August des Jahres 1914, hatten sich unsere Väter im Jahre 1870, unsere Urgroßväter im Jahre 1813 über den Gedanken erzürnt, daß der verhaßte Franzmann durch seine Moden einen so weitgehenden Einfluß auf das deutsche Leben ausüben dürfe. Die Freiheitskriege hatten im Verfolg dieser Erwägungen, die von Ernst Moritz Arndt, Rudolf Zacharias Becker und anderen Volksmännern mit tiefem Ernst und auch einleuchtenden Gründen vertreten wurden, dazu geführt, die Einführung einer ‚teutschen‘ Volkstracht, wie man damals sagte, als Notwendigkeit zu erkennen. An anderem Orte haben wir das Wachsen und Erstarren dieser Idee und dann ihr allmähliches Abflauen eingehend geschildert. Hier mag es genügen, festzustellen, daß der Versuch, eine Volkstracht zu schaffen, mißlang, ja mißlingen mußte.

Ebenso ging es 1840 und 1870. Wir tragen eben nicht mehr, wie Jakob von Falke ebenso hübsch wie richtig sagt, das Kleid einer Nation, sondern das der Zivilisation. Ob der Krieg, den England mit seinen schwarzen, weißen und

farbigen Vasallen gegen die Zivilisation führt, darin vielleicht eine Änderung herbeiführen wird, stehe dahin, wie unwahrscheinlich es auch immer ist. Jedenfalls mußte der Ruf nach dem Abtun der welschen Mode doch wieder mit Notwendigkeit zur Beschäftigung mit der Mode überhaupt führen. Wenn unsere Frauen aufhören sollten, französischen Gesetzen zu gehorchen,

539 l. Sp.

aufhören sollten, nach Paris auf die Orakel der Modegewaltigen zu lauschen, mußte ihnen doch ein Gegengewicht geboten werden. Seit Jahrhunderten hat Paris die Mode bestimmt, das sei bedauerlich oder nicht, die Tatsache steht fest. Wer sollte denn nun an den Platz treten, der geleert werden sollte, leer war oder mindestens leer schien? Aus dieser Frage heraus entstand ein dritter Umstand mit einem weiteren Antrieb zur Beschäftigung mit der Mode und den Fragen, die im Zusammenhang mit ihr stehen. Wir selbst wollen die Mode machen, hieß es, und als man sich recht umsah, bemerkte man mit Erstaunen, das; wir ja schon immer einen viel größeren Anteil an der Mode gehabt hatten, als es die Allgemeinheit wenigstens ahnte. Die Pariser Mode wäre in ihrer Erfindung ohne die Mittel, die ihr die deutsche Industrie in Stoffen, Bändern, Besätzen, Spitzen usw. zur Verfügung stellte, sehr beschränkt gewesen. Sie hätte ohne die Anregung, die sie dauernd durch sie empfangt, überhaupt nichts schaffen können. Das, was der deutsche Fachmann nun in Paris erhielt, sei es die Richtung der Ideen, die große Linie oder was immer, hat er in eigener selbständiger Arbeit weiter entwickelt und ausgestaltet. So zwar, daß der größte Teil Frankreichs Kleider trug, die aus deutschen, vorzugsweise

539 r. Sp.

Berliner Konfektionshäusern stammten. Zahlen werden das verdeutlichen. Im Jahre 1913 haben wir für 4 Millionen Mark aus Frankreich, für 9 Millionen Mark aus den: sonstigen Ausland an Gegenständen der Bekleidungsindustrie eingeführt. Ausgeführt aber im gleichen Jahre für 90 Millionen. Der Gesamtumschlag der Sammet- und Seidenindustrie Krefelds belief sich 1913 auf 96 1/2 Millionen. An Rohseide verarbeitete Deutschland in demselben Zeitraum für 250 Millionen Mark. Diejenigen, die immer von den Millionenverlusten fabeln, die durch die Befolgung der Pariser Mode Deutschland auferlegt würden, sind also ganz im Unrecht und hörten wohl läuten, wie man sagt, aber nicht zusammenschlagen. Wenn diese Tatsache nicht früher zur Geltung kam, so bleibe dahingestellt, ob Käufer oder Verkäufer größere Schuld daran haben. Solange das gleiche Modell als „Pariser“ die Käuferin besticht, als „Berliner“ sie kalt läßt, wer würde da - (,leider'! Die Schriftleitung) - dem Händler verargen, wenn er seiner guten deutschen Ware das fremde Etikett anheftet. „Ich verkaufe auch den billigsten Stoff als englisch“, sagte uns einmal ein Verkäufer. „Wenn die Leute so dumm sind, es zu glauben, was kann ich dafür“. Auch das ist überall so. Schreiber dieses kaufte vor vielen Jahren in Pau in Südfrankreich leinene Wäsche. Als er zauderte, den hohen Preis zu zahlen, den der Kaufmann forderte, rief

540 l. Sp.

dieser ganz empört: „Aber, mein Herr, das ist die beste schlesische Leinwand“.

Indem man sich anschickte, unseren deutschen Modegeschäften zu der Anerkennung zu verhelfen, die ihr gebührt, ging man mit echt deutscher Gründlichkeit zu Werke. Unsere im Kriege so oft und mit Recht gerühmte Organisationsgabe machte sich auch hier geltend. Ganz regelrecht sind Vereine und Genossenschaften an die Erörterung der vorliegenden Fragen gegangen, wobei sich denn als dringendste Forderung die herausstellte, die handwerkstechnische Vorbildung der Jugend, die sich dem Schneiderberufe widmet, auf eine breitere Grundlage zu stellen. Professor Bosselt in Magdeburg verlangte vor allem höhere Fachschulen für Frauenkleidung. Wie notwendig das ist, weiß jede Dame, die nicht in der Lage ist, eine erste Schneiderin zur Verfügung zu haben. Wie viele der landauf, landab tätigen Feen können z. B. richtig Maß nehmen? Wie viele sind imstande, diese Maße dann auf einen bestimmten Schnitt richtig zu übertragen? Die meisten verlangen, daß die Dame sich ihrem Schnitte anbequemt, weil sie nicht gelernt haben, jene Berechnungen anzustellen. Überall in Deutschland regt es

540 r. Sp.

sich in der Bekleidungsindustrie, und es ist sehr wohl möglich, wie Peter Jessen ausgeführt hat, daß wir, die wir es in zwanzig Jahren zu einem eigenen Kunstgewerbebestil gebracht haben, auch durch gemeinsame Arbeit und gemeinsamen, auf ein Ziel gerichteten Willen zu einer deutschen Mode (nicht Tracht) gelangen. Als Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen soll in der Reichshauptstadt ein Modemuseum errichtet werden, das als eine Bildungs- und Arbeitsstätte für alle Zweige und Fragen der Bekleidungsindustrie gedacht ist. An die Spitze des Vereins, der sich zu diesem Zwecke gebildet hat, ist Peter Jessen getreten, dessen Name allein schon die Bürgschaft für den Erfolg in sich zu tragen scheint. Wenn unser Kunstgewerbe seit einem Menschenalter einen Aufschwung genommen hat, mit dem es das in der Überlieferung versumpfte Frankreich überflügelte, so verdankt es das zum guten und großen Teil der Förderung und Anregung, die es dauernd von diesem unermüdlichen Manne empfing. Das Modemuseum plant auch eine Sammlung alter Kostüme, die ja noch reichlich allerorten vorhanden sind. Könnte man z. B. alles an einem Orte vereinen, was die Museen in München, Nürnberg, Dresden, Braunschweig, Lübeck, Hannover, die fürstlichen Familiensammlungen in Herrenhausen, Monbijou und anderswo besitzen, wir hätten eine Sammlung, die in der Welt ihresgleichen nicht fände. Das wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Die Ausstellung, die der Verein in diesem Winter im Ermeler-Haus veranstaltet, wird indessen schon einen Begriff davon geben, wie wünschenswert und förderlich eine solche Sammlung sein würde. Neben dem reichen Besitz an Modekupfern, wie ihn die Lipperheide-Sammlung aufweist, wird man als Gegenstück zu dem Schneiderideal der Vergangenheit die Wirklichkeit der ausgeführten Stücke zum Vergleich haben und außer einer Fülle von Anregungen allerart, die sich von selbst darbieten werden, Handwerk und Technik der alten Zeit gründlich kennen lernen.

Betrachtet man die beiden Jahrhunderte, die die Ausstellung in ihren Rahmen gezogen hat, so wird vor allem das achtzehnte Jahrhundert durch den Hochstand von Kunst und Geschmack fesseln, den es in der Verkleidungskunst zur Geltung gebracht hat.

541 l. Sp.

Der Anzug beider Geschlechter erreichte in der Zusammensetzung und Verwendung der Stoffe, der Wahl der Farben, eine Vollendung, wie sie in ähnlicher Verfeinerung nur noch das Kunstgewerbe der gleichen Zeit auszuweisen hat. Wie hier wird auch dort das köstlichste Material in der reizvollsten Form verarbeitet. Noch wetteifern Herr und Dame in der Pracht ihrer Ausstattung. Der männliche Anzug, der schon unter Ludwig XIV. sehr reich gewesen war, wird noch verschwenderischer. Der geschlossene Rock öffnet sich nun über der Weste, das Beinkleid schließt unmittelbar unter dem Knie. Dieser Anzug, wie ihn in einem reichen Typus das Bild des Grafen Arnim (S. 538) zeigt, war außerordentlich farbig. In der Garderobe des preußischen Ministers Freiherrn von Bülow befanden sich 1734 außer anderem ein Purpurkleid mit Silber bestickt und taffetene Weste dazu; ein kaffeebraunes Kleid mit goldenen Troddeln; ein olivefarbenedes Kleid ganz mit Silber bestickt. Für die Bestickung eines seiner Kleider mit Silber (man nannte damals auch den Herrenanzug „Kleid“) hatte Herr von Bülow 180 Taler gegeben, für eine einzelne Prachtweste 70 Taler, und das war verhältnismäßig billig. In einer Rechnung, die der Schneider Langner 1740 Friedrich dem Großen überreichte, erscheint der Macherlohn eines Rockes mit 10 Talern, der Stoff mit 20 Talern, der Besatz mit silbernen Marlytressen dagegen mit 85 Talern. Der Silbersticker Jean Pally berechnete dem König für die in Silber ausgeführte Stickerei eines blauen Rockes und ebensolcher Weste 1000 Taler, wo man, um zum heutigen Geldwert dieser Summe zu gelangen, mit fünf multiplizieren muß. Friedrich II., der als junger Mann auf einen prächtigen Anzug Wert legte und in der Farbe desselben blau und silber anscheinend ebenso bevorzugte, wie bei dem Bezug seines Mobiliars, ließ, um immer schöne Stickereien zu erhalten, Künstler von weither kommen. So finden wir in seinen Diensten einen böhmischen Sticker, Heynitschek, und später Joseph Genelli aus Kopenhagen, den Großvater des berühmten Bonaventura Genelli. Freilich hat der Monarch auf diesen Luxus für seine Person bald verzichtet, und als er starb, fanden sich in seinem Nachlaß nur fünf Uniformen, acht Westen, vier Hosen und sechzehn geflickte schlechte Hemden.

Die Verschwendung in Farbe und Stickereien nahm noch zu, so daß Melchior Grimm im April 1760 aus Paris schreibt: „Die Pracht der Anzüge bei der Hochzeit des Herzogs von Chartres war bis zum Exzeß übertrieben. Wohin soll dieser Überschwang des Luxus noch führen? Vor fünfzehn Jahren erfand man für den Männeranzug Stoffe von drei Farben und glaubte, eine so frivole Mode könne nicht von Dauer sein. Seitdem aber hat man das Geheimnis ergründet, für eine ganze Palette von Farben aller mög-

541 r. Sp.

lichen Schattierungen auf dem Rücken eines Mannes Platz zu finden. Heute ist man schon soweit, die Gold- und Silberstickereien ebenso abzutönen und mit Pailletten zu vermischen. Wäre ich König von Frankreich, so würde ich für meine Person diese gotischen Moden ablegen, die aus einem bekleideten Franzosen das unwürdigste, unbedeutendste und lächerlichste Geschöpf machen, das jemals auf zwei Beinen ging“. Soviel Einsicht von einem Ludwig XV. erwarten, hieß wahrlich Trauben vom Dornenstrauch ernten wollen. Ein anderer König hatte schon längst darin ein gutes Beispiel von Sparsamkeit und Einfachheit gegeben. Friedrich Wilhelm I., der selbst stets Uniform trug, machte sich das Vergnügen, die verachteten Profossen seiner Garde nach der neuesten Pariser Mode in grüne Röcke und gelbe Westen mit Tressen zu stecken, um diesen Anzug der Lächerlichkeit preiszugeben. Der König bevorzugte die Uniform nicht nur an sich selbst, sondern auch an seiner Umgebung. Am Orte, der den feinen Ton angab, in Versailles, fand er freilich keine Nachahmung. Der Herzog von Luynes bemerkt, der König habe 1752 den Marquis de Rochefort in seinen

542 l. Sp.

Wagen einsteigen lassen, trotzdem, derselbe in Uniform gewesen sei, das sei unerhört. „Im Jahre 1764“, erzählt Graf Valentin Esterhazy in seinen Erinnerungen, „erschien der Dauphin zum größten Erstaunen des ganzen Hofes in der Uniform seines Regiments und trat dadurch dem Gebrauch der Prinzen, nie Uniform anzulegen, entgegen. Seit der Zeit hat man es aber manchmal gesehen“. Später folgte Kaiser Joseph II. dem Beispiel der preußischen Könige.

Indessen wurde die größere Einfachheit auch für die oberen Klassen zu gebieterischer Notwendigkeit. Die Männerwelt hätte sich einfach ihren Kleidern zuliebe zugrunde gerichtet. Der Geheimrat von Bose in Dresden ließ sich 1699 in Leipzig „ein hübsch modestes“ Kleid machen und erhielt, nachdem der Schneider „sich auf die Modestie beflissen“, eine Rechnung über einen Tuchanzug, die sich auf 328 Taler 14 Groschen 6 Pfennig belief. Davon entfielen 120 Taler auf die Silberstickerei und 117 Taler auf neun Ellen silber- mit goldbroschiertem besonders reichen Brokat. Wenn ein Anzug, der heute etwa 5000 Mark kosten würde, für bescheiden galt, so mußte die Grenze, über die es nicht hinaus ging, nahe sein. Der Umschwung kam aus England, und insofern hatte die damalige Anglomanie bei Franzosen und Deutschen ihr Gutes. Das einfache Kleid des englischen Landbesitzers wird Mode und auf dem Festland mit Vergnügen angenommen. Als der preußische Gesandte von Cocceji 1760 aus England zurückkam, da kaufte ihm die Prinzessin von Preußen den schwarzen Tuchrock

542 r. Sp.

ab, den er sich hatte in London machen lassen, und spielte ihn in einer Lotterie unter den Herren des Hofes aus. Graf Lehndorff bedauert sehr, ihn nicht gewonnen zu haben. Der englische Anzug war im Stoff und Schnitt einfach, verzichtete auf Stickerei und Besatz, er war bequem, wetterfest und billig. In

Deutschland ist er durch Goethe verewigt worden, so war ja Werther gekleidet. „Es hat schwer gehalten“, läßt Goethe seinen Helden schreiben, „bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotte zum erstenmal tanzte, abzulegen. Auch habe ich mir einen machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleid dazu“. Wenn er dann in seinem Abschiedsbriefe sagt: „In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein“, so war das für das empfindsame Geschlecht von damals Grund genug, um ebenso gekleidet sein zu wollen. Lange Zeit geht gleichlaufend mit diesem Anzug, den die Jugend bevorzugte, noch der reichere nach französischem Muster, den das ältere Geschlecht für allein schicklich hielt. Eine Seltsamkeit, daß das Alter farbig und geputzt, die Jugend einfach und schlicht gehen wollte. Auch die französische Mode war aber in dieser Zeit anspruchsloser geworden. Aus dem weiten Schoßrock war der enge Frack, aus der ebenso weiten und langen Weste das kurze Gilet geworden. Die Stoffe blieben Sammet und Seide, die Stickereien wurden schmaler und beschränkten sich oft nur auf die Weste. So sieht der Hofmarschall Baron Rohrscheidt (Abb. a. S. 589) aus.

543 I. Sp.

Das ganze Jahrhundert hindurch haben die Moden der beiden Geschlechter außerordentlich viele Berührungspunkte. Der Schoßrock der Herren stand von den Hüften so weit ab wie der Reifrock der Damen, so daß die Kleidung zum Verkleiden förmlich herausforderte. An allen Höfen ist dies Gesellschaftsspiel im Schwange. Kaiserin Elisabeth von Rußland, eitel auf ihre wohlgeformten Beine, liebte sich als Mann anzuziehen und veranstaltete, wie Katharina II. in ihren Memoiren erzählt, häufig Bälle, zu denen die Damen als Herren, die Herren als Damen gekleidet erscheinen mußten. Ganz dasselbe berichtet Graf Lehndorff aus Berliner Hofkreisen. Die Ähnlichkeit erstreckte sich auch auf die Frisur. Als die Damen die hohen Lockengebäude der Fontange trugen, krönte die gewaltige Allongenperücke das Haupt der Herren. Sie war schwer, heiß und außerordentlich kostspielig. Bergholz erzählt in seinen Erinnerungen von dem russischen Großkanzler Golowkine, der 1721 den Herzog von Holstein in einem Zimmer empfing, daß dessen Hauptschmuck eine riesige blonde Perücke war. Der Kanzler war zu geizig, dieses kostbare Stück zu tragen. Als die Frisur der Damen niedriger wurde, folgten auch die Herren; um ihre Locken wieder ansteigen zu lassen, als die Damen damit vorangingen. 1764 beschrieb die Encyclopédie perruquière schon 115 verschiedene Sorten von Perücken. Die Karikatur bemächtigte sich natürlich eines Gegenstandes, der so dazu herausforderte. Das Blatt, welches wir (a. S. 540) abbilden, stammt aus dem Jahre 1772. Grimm berichtet aus Paris, daß ein Kaffeehausbesitzer in diesem Jahre sein Orchester täglich nach dem Muster solcher Spottbilder frisieren ließ. Die englischen Perückenmacher richteten 1762 eine Eingabe an den König, er möge befehlen, daß alle Männer Perücken tragen sollten, sonst könnte ihr Gewerbe nicht bestehen. Sie hatten wohl den Umschwung gewittert, der mehr und mehr dazu führte, eigenes Haar zu tragen, statt der Perücke, und dieses Haar kurz zu schneiden, statt es zu frisieren und zu pudern. Hatte das Beispiel König Friedrich Wilhelms I. nicht vermocht, die Uniform weiteren Kreisen annehmbar zu machen, so war er auf einem anderen Gebiet der Mode glücklicher. Er hat den Zopf volkstümlich gemacht. Mag dieser

auch wahrscheinlich aus der Vorliebe der Rokokozeit für China stammen, so ging er doch, man möchte fast sagen in Fleisch und Blut der Gesellschaft erst über, als das Militär erwies, wie bequem er war. Er hat denn auch das ganze Jahrhundert beherrscht und einem langen Abschnitt desselben seinen Namen gegeben. Die männliche Jugend, die im letzten Viertel des Jahrhunderts sich den Zopf abschnitt, hatte, wie Jean Paul, heftige Kämpfe deswegen mit ihrer Umgebung zu führen. In Österreich galten die jungen Männer mit Schwedenköpfen, wie Karoline

543 r. Sp.

Pichler sie nennt, für Jakobiner. In Neapel ließ der König nach Stendhals Bericht einmal das Theater umstellen und steckte die jungen Herren, die eigenes Haar ohne Zopf und Puder trugen, zwangsweise unter die Soldaten. In Rußland wagten sie unter Paul I. die Knute oder Sibirien.

An Pracht und Ausschreitung blieben die Damen nicht hinter den Herren zurück. Das kleine Modebild von Picart aus dem Jahre 1706 zeigt schon den beginnenden Reifrock, der fast das ganze Jahrhundert hindurch den Umriß der weiblichen Gestalt bestimmt hat. Er wuchs bald zu gewaltigem Umfang an, der sich aber nicht in die Runde erstreckte, sondern, vorn und hinten flach, die Trägerin zu beiden Seiten weit überragte. Durch diese Ausbreitung bot er Gelegenheit zur Schaustellung schöner Stoffe, die wirkungsvoll zur Geltung kamen und, unterstützt durch Stickereien und Besatz, eine große Robe zu einem sehr kostspieligen Gegenstand machten. Das Schleppekleid aus Taffet mit eingewebten Jonquillen, das Frau von Bülow, geb. von Arnim, 1734 40 Reichstaler kostete, war, trotzdem es heute den Preis von 600 Mark übersteigen würde, sicher eines der einfachsten in seiner Art. Der venezianische Gesandte berichtete über eine Hochzeit am französischen Hofe an die Signorie: die einfachsten Kleider würden auf 12000, die reich-

544 l. Sp.

sten auf 80000 und mehr Francs geschätzt (für heutigen Geldwert etwa mit fünf zu multiplizieren). Gräfin Stroganow wurde 1763 in Berlin der Königin vorgestellt in einem Kleide von Goldbrokat, besetzt mit Silberspitzen und garniert mit Juwelen, für 200000 Rubel, „wie eine Sonnengöttin“, setzt Graf Lehndorff bewundernd hinzu. Die Garderobe der Frau von Büren, der Gattin des Günstlings der Kaiserin Anna, wurde auf 500000 Rubel geschätzt. Die letzte Romanow, die auf dem russischen Throne saß, Kaiserin Elisabeth, trieb einen wahnwitzigen Luxus in ihrer Kleidung. Nach ihrer Thronbesteigung legte sie niemals zweimal das gleiche Kleid an, trotzdem sie dieselben auf Bällen oft dreimal in einer Nacht wechselte. Als sie starb, fanden sich in ihrem Nachlaß 15000 Kleider und für 100 noch nicht zugeschnittene die Stoffe. Sie zog helle Farben mit Silber- oder Goldblumen damasziert allen anderen vor. Die andere der Gegnerinnen Friedrichs des Gro-



544 r. Sp.

Ben, Maria Theresia, liebte als schöne und stattliche Frau die Reize einer geschmackvollen Toilette zwar auch sehr, aber sie hielt die Auslagen für dieselben innerhalb verständiger Grenzen. Fürst Joseph Khevenhüller hat in sein Tagebuch vermerkt, daß er die hohe Frau am schönsten in einer Robe von Silberbrokat fand, dazu ein Leibchen von blauer Seide, alles wie übergossen mit Diamanten.

Von dem weiten Reifrock setzte der Oberkörper mit einer Wespentaille ab. Das Korsett mit Eisenstäben muß in jener Zeit ein Marterinstrument gewesen sein. Man ließ die kleinen Mädchen oft schon darin schlafen, wie Prinzessin Wilhelmine von Preußen, die spätere Erbstatthalterin von Holland, von sich selbst erzählt. Eitele Damen, berichtet Gräfin Elise Bernstorff, begannen sich morgens zu schnüren und fuhren damit von Viertelstunde zu Viertelstunde fort. Dann war es eben möglich, eine Taille zu erzielen, wie Gräfin Franziska Krasinska voll Stolz von der ihren feststellt, eine solche, die den Umfang einer halben Elle (30 cm!?) nicht überschritt. Der breite Reifrock führte große Unbequemlichkeiten mit sich. Die Damen konnten nur seitwärts durch die Türen. Wenn die Herzogin Anna Amalia in Weimar spazieren fuhr, erinnerte sich Freiherr von Lyncker noch lange nachher, ragte ihr Reifrock zu beiden Seiten weit aus den Fenstern ihres Wagens heraus. Nun legte man ihn zwar nicht ab (wann hätten Unbequemlichkeit oder Lächerlichkeit jemals eine Mode umgebracht?), aber man gab ihm eine andere, mehr runde und kleinere Form, in Wien, nach Karoline Pichlers Zeugnis, „Hanserl“ genannt. Diese beiden Hauptformen bestanden nebeneinander fort. Die eine zum großen Putz, die andere zum bequemen Anzug. Auf den reizenden Wiener Ansichten von Janscha und Schütz erkennt man in der Staffage, die diese Blätter so wundernetzt macht, wie der große breite und der kleine runde Reifrock gleicherweise beim Spaziergang getragen wurden. Der eine mit langer Robe und kleiner, zum Anknöpfen eingerichteter Schleppe, der andere mit einem völlig fußfreiem Kleid.

546 l. Sp.

Neben der großen steifen Robe hatte man das ganze Jahrhundert durch ein Kleid getragen, bei dem Taille und Rock aus einem Stück geschnitten war. In diesem leichten, sogenannten *Négligé*, hat Watteau mit Vorliebe seine Damen dargestellt. Lieselotte, die brave Pfälzerin am französischen Hof, fand, es ließe „kammermädgisch“ und sei einer vornehmen Dame nicht würdig. Tiefes Kleid, Adrienne, Kontusche, Sack genannt, das immer wieder in der Mode auftaucht - unsere Mütter nannten es in ihren Tagen Prinzeßkleid - kam kurz vor der Revolution sehr in Aufnahme als „*Lévite*“. Es galt für etwas Nachlässiges, und es erregte großen Anstoß, daß Marie Antoinette sich en *lévite* von der *Vigée Le Brun* malen und dies Bild im Salon von 1788 hatte ausstellen lassen. Das Publikum gab so starke Zeichen des Mißfallens, daß man das Gemälde entfernte und dafür ein anderes Bildnis der Königin ausstellte, auf dem sie in Hoftracht dargestellt war, „der Würde des Thrones angemessen“, wie Grimm urteilt. Hatten die Frisuren der Damen zu Beginn des Jahrhunderts eine Höhe erreicht, die Montesquieu schon damals zu dem Ausspruch veranlaßte, das

546 r. Sp.

Gesicht einer Dame läge in der Mitte ihrer Figur, so hätte man diese Übertreibung mit weit mehr Recht auf die Frisuren anwenden dürfen, die in den 70 er und 80 er Jahren Mode wurden. Sie waren jahrzehntelang ganz niedrig gewesen, begannen aber in den 60er Jahren zu steigen, und bildeten dann viele Jahre den wesentlichsten Teil der Toilette. Die Mode hat sich damals in der Erfindung von Koiffüren, die in das Haar gearbeitet wurden, dann in der von Hüten geradezu erschöpft. Sie gaben dem Kopf der Damen eine Höhe und einen Umfang, die heute unglaublich scheint. Man muß die Frau bewundern, die auch aus ihnen einen Vorteil für ihre Erscheinung zu ziehen wußte. Als die Baronin Oberkirch, geb. Gräfin Waldner, 1782 in Versailles zu Hofe geht, wird eine Flasche Wasser in ihr Haar friesiert, um die Blumen, die sie darin trägt, frisch zu halten. Die Großfürstin Paul von Rußland, eine württembergische Prinzeß, trug bei derselben Gelegenheit Rosen im Haar, über denen ein Vogel von Edelsteinen schwebt, der bei jeder Bewegung mit den Flügeln schlug.

In diesem Anzug, dem Reifrock mit der Léвите und hohen Frisur, traf die Revolution die Frau an. Sie nahm ihr von diesen Reifrock und Frisur und ließ ihr das aus einem Stück geschnittene Kleid, das aus der Léвите zur Chemise wurde. Ohne Reifrock, am liebsten ohne Unterkleider überhaupt getragen, zeichnete es die Formen, die bisher ganz verhüllt gewesen waren, und förderte die Enthüllung noch durch den tiefen Ausschnitt. Man glaubte in diesem Anzug antik klassisch zu sein. „Die Mode war die sogenannte griechische Kleidung“, schreibt Fr. A. L. von der Marwitz in seinen Denkwürdigkeiten, „die Frauenzimmer hatten nur ein Hemd und möglichst dünnes Kleid an, in welchem alle ihre Formen sichtbar waren“. Daß es dabei nicht ohne Übertreibungen abging, versteht sich von selbst. Man wird aber durchaus nicht glauben dürfen, daß die Damen etwa so herumgegangen wären, wie das Bild Tischbeins die anmutige Gräfin Therese Fries, eine geborene Prinzessin Hohenlohe, zeigt. Da begegnet sich vielmehr die Phantasie des Künstlers mit dem Ideal des Schneiders und läßt uns ahnen, wie man wohl gern ausgesehen hätte. Die Bilder aber, die, wie Gränichers schöne Dresdnerin, zeigen, was man wirklich trug, beweisen, daß man diese Mode auch in durchaus dezenter Weise handhaben konnte. Wenn Gräfin Lulu Thürheim von her Prinzessin Katharina Bagration nur als dem „schönen nackten Engel“ spricht, oder die Baronin Dumontet der Lady Castlereagh nachsagt, „sie dekolletierte sich bis zum Magen“, so wird man zur Steuer der Wahrheit wohl beträchtliche Abzüge machen dürfen, um so mehr, wenn man weiß, daß diese älteren Zeitgenossen schon bloße Arme als den Gipfel der Schamlosigkeit betrachteten. Sicher war die Mode der

547 l. Sp.

älteren Generation höchst anstößig, und es ist nur natürlich, daß die Damen, die sich in hoher Stellung befanden und dieser Mode folgten, wie die Königin Luise von Preußen, mitunter hart beurteilt wurden. „Sie liebte den Putz mehr als nötig war, sie konnte dem König nie modisch und elegant genug gekleidet sein“, bemerkt von der Marwitz und Gräfin Tina Brühl schreibt an den Grafen Moritz unter dem 10. März 1799 „Ich begreife nicht, daß dieser liebe König seiner

koketten Frau erlauben kann, sich so anzuziehen wie sie es tut. Das ist nicht mehr der elegante Anzug eines vornehmen Hofes, sondern der einer sehr hübschen Schauspielerin, nach Möglichkeit ausgeschnitten und koiffiert, wie

547 r. Sp.es nur einer so reizenden Person stehen kann, wie es die Königin ist“. Das will doch recht hart erscheinen gegenüber einer jungen schönen Frau, deren Mann den Putz liebt. Vielleicht rührt dieses strenge Urteil daher, daß sich damals die alte und die junge Generation nicht nur mit geringem Verständnis gegen überstanden, was sie schließlich immer tun, sondern daß sie sich auch ganz anders zu kleiden pflegten. Das Alter nach einer längst vergangenen, die Jugend nach der gegenwärtigen Mode. Das amüsante Bildchen von Friedrich Bolt ist durchaus nicht nur als Spott aufzufassen, Kontraste, wie sie hier dargestellt sind, begegneten sich damals alle Tage. Aus Paris hört man 1806,

548 l. Sp.

daß man die Moden der letzten fünfzig Jahre durcheinander tragen sehe. Kaiserin Maria Luise, die mit ihrem Gatten 1812 ihre Eltern in Prag besuchte, schrieb an Frau von Lucay: Die Toiletten der deutschen Damen seien zu lächerlich. Von ihr selbst aber sagt Baronin Dumontet, eine in Wien erzogene und lange dort verheiratete Dame, die Kaiserin habe ausgesehen wie eine Theaterprinzessin auf Reisen. Graf Clary-Aldringen urteilte bei seinem Aufenthalte in Paris 1810, die Damen seien schlecht angezogen und sähen aus, wie Nürnberger Puppen, sogar die gefeierte Schönheit von Pauline Borghese fand nur wenig Gnade vor seinen Augen. Sie sei so arg klein und zu verdreht kostümiert. Graf Wilhelm Schwerin schreibt aus London 1814 an seine Frau, bei dem Besuche Friedrich Wilhelms III. bei der alten Königin sei der ganze Hof in höchster Gala erschienen, der Anblick aber sei geradehin zum Lachen gewesen, „da man den Schnitt der Roben in England beibehalten hat wie er in frühesten Zeiten war“. Als die Herzogin von Angoulême, Ludwigs XVI. unglückliche Tochter, nach langen Jahren des Exils 1814 in Frankreich landete, entsetzten sich, wie Gräfin Boigne erzählt, die Damen, die ihr bis Compiègne entgegengereist waren, vor ihrer abenteuerlichen Kleidung. Die Französinnen waren noch entsetzter, als sie hörten, die Herzogin beabsichtige, den alten Reifrock wieder bei Hofe

548 r. Sp.

einzuführen. Nur mit großer Mühe gelang es, die Fürstin von diesem Gedanken wieder abzubringen und sie zu bewegen, sich nach Pariser, nicht nach Londoner Mode zu kleiden. Die Engländerinnen, die nach dem Sturze Napoleons das Festland überschwemmt, müssen einen überaus fremdartigen Eindruck hervorgebracht haben. „Die englischen Damen zeichnen sich hier durch ihre lächerlichen Toiletten aus“, schreibt Baronin Dumontet aus Wien 1814-15, und dasselbe berichtet Gräfin Wrba aus Rom 1818. „Sie war in der komischen Art der Engländerinnen angezogen“, schreibt Graf Rudolf Apponyi von Miß Canning, der er 1826 in Paris begegnete. Auch die Männerwelt folgte der neuen Mode nicht so rasch. Graf Clary schreibt seiner Mutter am 11. Mai 1810 aus Paris: er habe

sich nun doch nach langem Kampf entschlossen, sich nach der Mode zu kleiden, und sie könne ihn nun alle Tage in einem Frack in der Farbe zwischen grün und gelb, Beinkleidern bis zur Wade und

549 l. Sp.

hohen Stiefeln sehen. Stägemann zählte auf einem Diner, das Fürst Hardenberg während des Wiener Kongresses gab, noch neun gepuderte Köpfe, zu denen er selbst, dann Metternich, Talleyrand, Humboldt und andere gehörten, und vier ungepuderte. Bettina, Wilhelm von Kügelgen und andere berichten uns, wie weit in das letzte Jahrhundert hinein einzelne alte Leute noch an Puder und Zopf festhielten.

In Deutschland und zumal in dem von den Franzosen gründlichst ausgesaugten und auch verwüsteten Preußen, waren die Zeiten nicht dazu angetan, um einer großen Toilettenverschwendung zu frönen. Als Gräfin Elise Bernstorff noch als Komtesse Dernath ihre erste Reise nach Dresden macht, um in die große Welt eingeführt zu werden, fertigt ihr die Erzieherin aus einer Fenstergardine von Musselin ein Gesellschaftskleid, das sie über einem Rock von rosa Kattun trägt. Die Königin der Niederlande, eine preußische Prinzessin besaß nur zwei weiße Morgenkleider, von denen eines immer in der Wäsche war. Hedwig von Bismarck erinnerte sich noch in hohem Alter an das Staatskleid ihrer Mutter. Es war von rotem Kattun mit gelbseidener Litze besetzt. Frau von Rochow erzählt in ihren Erinnerungen, daß auch Prinzessinnen und Hofdamen Sommer und Winter nichts anderes trugen als Kleider von Perkal. Besaßen sie aber noch ein seidenes, so wurde es für besondere Gelegenheit aufgespart. Größerer Luxus in der Toilette entfaltete sich in Berlin erst, seit Friedrich Wilhelm III. die Gräfin Auguste Harrach geheiratet und zur Fürstin Liegnitz erhoben hatte. Er liebte an ihr wie an seiner ersten Frau Putz und Eleganz und ließ ihr, wie Karoline Bauer wissen will, durch Vermittelung der Tänzerin Lemière Toiletten und Hüte aus Paris kommen.

549 r. Sp.

Einen Putzartikel hinterließ das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten, der sich noch Jahrzehnte hindurch behauptete, den Kaschmir-Schal, Die Engländer hatten ihn aus Indien gebracht, und dieses herrliche Erzeugnis der Tibetziege war während der „nackten Mode“ rasch zu größter Beliebtheit gelangt. Es wurden unglaubliche Preise für schöne Stücke bezahlt, zumal in den Jahren der Kontinentalsperre, und Napoléon konnte seiner jungen österreichischen Gattin nichts schenken das kostbarer gewesen wäre, als die Zimmereinrichtung ihres Boudoirs in Compiègne, das ganz mit echten Schals geschmückt war. Königin Luise von Preußen hatte vor dem Karneval von 1804 geäußert, sie werde mit ihrer neuen kostbaren Robe alle anderen Damen in den Schatten stellen. Da ließ er Gräfin Golowkine sich ein Kleid aus dem köstlichsten Kaschmir-Schal machen, den sie bekommen konnte und überstrahlte damit die Königin, die ihr diese Taktlosigkeit nicht verzieh. Einen echten Schal zu besitzen, war viele Jahre hindurch der Ehrgeiz jeder

550 l. Sp.

Dame. Kostete doch schon ein unechter ganz bedeutende Summen. Viktor Hugo wollte 1821 für sein erstes Honorar seiner Adele einen Schal kaufen, aber da er nur über 700 Francs verfügte, bekam er bloß einen aus der Fabrik von Ternaux. In der Mitte des Jahrhunderts veranschlagte man bei der Berechnung der Ausstattung einer jungen Französin des Mittelstandes den unentbehrlichen Cachemire auf 875 Taler. Solche von 1500 Taler und mehr feigten, wie Rebekka Dirichlet ihrer Schwester Fanny Hensel aus Franzensbad schreibt, schon bei der Morgenpromenade den Kies. Adele Schopenhauer hatte in Fulda nichts bemerkenswert gefunden als den Umstand, daß man dort keinen echten Schal zu sehen bekäme.

Im allgemeinen hat die Mode im neunzehnten Jahrhundert eine andere Richtung eingeschlagen als die war, die sie im achtzehnten verfolgte. Damals legte sie Wert auf Pracht, jetzt auf ‚Schick‘. Das zeigt sich am auffallendsten an der Herrenmode. Schon

550 r. Sp.

in den ersten Jahren des Jahrhunderts ist der Mann mit dem langen Pantalon, dem kurzen Gilet und dem Rock ausgestattet, wie er sie im großen Ganzen nach hundert Jahren auch noch trägt.

Alle Versuche, dem männlichen Anzug etwas von der früheren Farbenpracht und der Koketterie des Schnittes zu erhalten, scheiterten. Als Napoleon von Elba zurückkehrte und die berühmte Versammlung auf dem Maifelde in Paris abhielt, waren alle Mitglieder der an der Feierlichkeit beteiligten Höfe und Behörden in ein Festkostüm gesteckt worden. „Es sollte an die Zeiten Karls des Großen erinnern“, schreibt Chateaubriand, „und man dachte doch nur an Boildieus Oper ‚Johann von Paris‘“. Der gleiche Mißerfolg war den Bourbons beschieden, die ihre Pairs dadurch auszuzeichnen gedachten, daß sie ihnen ein prachtvolles Kostüm von Sammet und Seide in Blau, Weiß und Silber gaben. „Es gibt nichts, was lächerlicher wäre“, bemerkt der Herzog von Broglie 1819 „wie diese ganz neuen und doch so altmodischen Kleider. Sie wirken wie die Ruinen eines englischen Gartens“. Allen diesen Bemühungen zum Trotz blieb die Herrenmode ihrer einfachen Richtung treu. Sie unterlag darin dem englischen Einfluß, der in dieser Zeit in Europa allmächtig wurde. Georg IV., einer der übelsten Charaktere, die je einen Thron verunzierten, ein Mann, den die Engländer voll Stolz den „ersten Gentleman Europas“ nannten, bestimmte als Regent den Ton der englischen Gesellschaft, und neben ihm, oder sagen wir besser über ihm, war George Bryan Brummel der anerkannte *leader of fashion*. Da wurden die Schnitte immer schlichter, die Farben immer neutraler, es kam nicht mehr darauf an, durch die Kostbarkeit seines Anzuges aufzufallen, als vielmehr sich durch den

551 l. Sp.

Schick des Tragens auszuzeichnen. Schwarz herrschte tyrannisch. „Der schwarze Anzug, den die Herren unserer Zeit tragen“, schreibt Alfred de Musset „ist ein

schreckliches Symbol. Um dahin zu gelangen, war es nötig, daß die Rüstung Stück für Stück, die Stickereien Blume für Blume fielen. Die menschliche Vernunft hat alle Illusionen zerstört, aber nun trägt sie auch Trauer, weil sie getröstet zu werden wünscht“. Diese Kleidungsstücke haben im Schnitt ein klein wenig gewechselt, aber sie haben für immer der Farben- und Stoffpracht früherer Zeit entsagt. Nur die Weste darf dann und wann noch aus Seide oder Sammet sein, der übrige Anzug gehört der Wolle oder Baumwolle und verfällt mehr und mehr unbestimmten Farbnuancen zwischen grau, braun und schwarz. Überblickt man die letzten fünfzig Jahre, so kann man fast meinen, die Herrenmode habe aufgehört, so geringfügig sind die Unterschiede zwischen damals und heut. Der Mann der Gegenwart trägt eine ‚Tracht‘, die seinem von Arbeit ausgefüllten Leben entspricht: Unauffällig, preiswert und praktisch.

Auch bei der Frau verzichtet die Mode im neunzehnten Jahrhundert auf die Pracht, die sie einstmals forderte, aber sie huldigt bei ihr noch dem Wechsel, der aus dem männlichen Anzug verbannt scheint, und erlaubt der eleganten Dame, in der Mannigfaltigkeit ihrer Toiletten einen größeren Luxus zu entfalten als manche frühere Zeit. Die schöne Herzogin von Talleyrand, die bald darauf den Titel Herzogin von Sagan führte, nahm zu einer Reise nach Baden-Baden 1839 achtzig Roben und dreißig Hüte mit, Kaiserin Eugenie zu ihrer berühmten Reise nach dem Suezkanal zweihundertfünfzig Kleider, jede ihrer Hofdamen mindestens fünfzig Toiletten.

In der Umrißlinie, die sie der Frau gibt,

551 r. Sp.

hat die Mode genau die Silhouette des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt. Schlank zu Anfang und Ende, pyramidenförmig in der Mitte. Die Krinoline, die soviel verspottete, taucht schon in den dreißiger Jahren auf, also lange vor der Thronbesteigung der Kaiserin Eugenie, und hält sich etwa dreißig Jahre - 1840 sah Baronin Dumontet in Ems die Braut des Großfürsten Alexander, eine hessische Prinzessin, schon in einer „Krinoline von wunderbarer Weite und Steifigkeit“; ihren größten Umfang erreicht diese aber erst etwa 1860, das den Höhepunkt ihrer Herrschaft bezeichnet.

Wenn die Mode sich auch sonst in manchmal sklavisch zu nennender Wiederholung an ältere Vorbilder gehalten hat - so hätte die Dame des Picartschen Modebildes von 1706 ganz ruhig etwa 1883

552 l. Sp.

ausgehen können ohne aufzufallen - so hat sie doch im Lauf des Jahrhunderts ihre Richtlinien auch noch nach anderen Gesichtspunkten gezogen. Man trug z. B. früher Seide bei allen Gelegenheiten, Bismarck sprach sich zu Busch voll Spott über die Damen aus, die in Frankfurt Seide und Spitzen durch Regen und Schmutz schleiften. Marschall Castellane wird 1857 von der Kaiserin Witwe von Rußland, einer alten, schwer kranken Frau, morgens um 11 Uhr in einem Kleide von weißem *Moirée antique* empfangen.

Diesen Anspruch hat die Mode fallen lassen, sie bemüht sich vielmehr, die Frau passend für den Zweck anzuziehen.

Sie unterscheidet strenger zwischen Straßen- und Gesellschaftskleid, sie kennt Sportkostüme und ist in der Wahl des Materials für jedes derselben gewissenhafter geworden. Heute wird kaum eine Dame noch achtzig seidene Kleider zur Ausstattung erhalten, wie 1839 die Prinzessin Helene von Mecklenburg, die den Herzog von Orléans heiratete, oder gar hundert, wie die Kaiserin Eugénie 1853. Sie würde jetzt wahrscheinlich kaum wissen, wann sie anziehen. Dagegen wird die Ausstattung einer vornehmen Braut heute an den verschiedensten Typen von Kleidern reicher sein als dazumal. Dieses Element in der Mode

552 r. Sp.

ist neu. Man weiß nicht, wohin es noch führen mag. Vielleicht wird die immer weitergehende Differenzierung eine Zwecktracht auch für die Frau hervorbringen? Schon deuten Bluse und Rock von der ‚Mode‘ weg auf die Tracht hin.



Neu patentiertes Schnürgerüst. Aus den Münchner Fliegenden Blättern. 1837